

*»Bosheit, Schlechtigkeit, sogar Sadismus sind analysierbar, heilbar
oder was gleichbedeutend ist: sie haben ihre
Entstehungsgeschichte. Man wird schlecht durch Leiden.«*

Michael Balint, Psychoanalytiker, *1896 in Budapest; † 31. Dezember 1970 in
London

*»Wer seine Geschichte verleugnet, der ist dazu verdammt, sie zu
wiederholen.«*

George Santayana, amerikanischer Philosoph, Schriftsteller, *1863 in Madrid;
†1952 in Rom

1

Wann beginnen die letzten Minuten eines Lebens?

Überall sah er rote und gelbe Farbtupfer, durchsetzt mit dem Gold des trockenen Grases. Freude und Aufregung erfassten ihn, als er durch die Sommerwiese lief und seine Hände über die Ähren glitten. Das kitzelnde Gefühl in den Fingerspitzen erinnerte ihn an die Sommer seiner Kindheit. Eine Zeit des Überflusses an Farben und Gerüchen.

Er lief hinüber zur Scheune, die im Schatten einer Buche auf dem Hügel stand. Ihr Holz war vom Licht der Sonne schwarz geworden. Das Surren unzähliger Insekten lag in der Luft. Am Fuße des Hügel glitzerte der See. Im diffusen Licht des aufziehenden Gewitters glitzerte das Wasser wie Quecksilber. Die Hitze versteckte die Welt um ihn herum hinter einem flimmernden Vorhang aus heißer Luft. Die mit Schnee bedeckten Gipfel, die hoch über dem See thronten, vermochten der Natur und den Menschen keine Kühlung zu verschaffen.

Als er sich ins warme Gras legte, verschluckte ihn die Sommerwiese völlig. Neugierig betrachtete er den Himmel über sich. Sein Blickfeld war von Kornblumen und wildem Mohn umrahmt.

Über ihm schwebte bedrohlich eine mächtige Kumuluswolke. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis es zu regnen beginnt, dachte er. Seine Gedanken kreisten um den Mann, der ihm helfen sollte. In ihrer Kindheit verband sie eine enge Freundschaft. Doch im Laufe der Zeit löste sich dieses Band immer mehr, sodass nur noch lose Enden blieben. Der Grund war ein Schicksalsschlag, der sie beide

getroffen hatte und sie einerseits zutiefst miteinander verband, andererseits aber auch voneinander trennte: der frühe Tod ihrer Väter.

Er schloss die Augen und tauchte langsam in eine Dämmerwelt ein, in der ihn die Gespenster der Vergangenheit erwarteten. Er ließ es zu. Der Tag der Beerdigung zog vor seinem inneren Auge vorbei. Ein erschreckend klares Bild. Sein Freund und er standen an den Gräbern ihrer Väter. Schweigend schauten sie zu, wie Männer in schwarzen Anzügen an groben Hanfseilen Särge in den dunklen Schlund hinab senkten. Das ganze Dorf war gekommen. Noch einmal spürte er die blutleere Hand seiner Mutter, welche die seine steif und fest umschlungen hielt. Ihr Körper strömte Angst und Hilflosigkeit aus. Dann verschwanden die Särge für immer im Dunkel zu seinen Füßen.

Er erwachte, weil es kälter geworden war. Die Wolke über ihm war mittlerweile so mächtig, dass sie die Sonne verdeckte. Trotz der Hitze fröstelte es ihn. Als er sich aufrichtete und umdrehte, um auf den See zu blicken, erschrak er.

Ein Mann stand hinter ihm und lächelte sanft. Er kannte diesen Mann und fragte sich, welcher Zufall ihn hierher geführt haben mochte. Erwartungsvoll blickte er in dessen freundliches Gesicht und wartete darauf, dass der Mann etwas sagen würde. Doch er stand einfach nur regungslos da.

Was dann geschah, dauerte nur Sekunden. Der Mann hob seinen rechten Arm und kam einen Schritt auf ihn zu.

Sein Blick folgte der Bewegung des Mannes. Das, was er sah, ergab für ihn keinen Sinn. Die Hand des Mannes war fast weiß und er streckte ihm einen glänzenden Gegenstand entgegen. Seine

Augen erkannten diesen Gegenstand, doch sein Bewusstsein verhinderte mit aller Kraft, diesem glänzenden Ding in der Hand des Mannes einen Namen zu geben. Das Letzte, was er in seinem Leben empfand, war das Erstaunen darüber, dass der Mann mit einer Waffe auf ihn zielte und dabei weiter freundlich lächelte. Er hörte weder den Schuss noch spürte er den Schmerz, als die Kugel seine Schläfen durchschlug. Eine unsichtbare Kraft warf ihn einfach zur Seite. Und dann erfasste ihn unendliche Dunkelheit. In der Ferne setzte erstes Wetterleuchten ein, als der zweite Schuss fiel.

Dann begann es zu regnen.

Schwere Tropfen prasselten auf die glanzlosen Augen des Toten, die starr in den mit Wolken verhangenen Himmel zu blicken schienen. Der Regen wurde heftiger. Und der helle, von der Sonne getrocknete Lehmboden verfärbte sich innerhalb Sekunden dunkelbraun. Überall bildeten sich kleine Bäche, die sich einen Weg durch die Landschaft suchten. Klares Regenwasser hüpfte zwischen den hellen Kieseln der Forststraße. Dann verlangsamte sich sein Fluss.

Das Wasser wurde träge vom Blut und verfärbte sich rot.

Maxim Charkow stand am Fenster des Heims für Autisten. Das Gebäude war eine alte Villa aus dem 19. Jahrhundert, die ein Industrieller auf einem bewaldeten Hügel hoch über dem See gebaut und nach seinem Tod der Stadt vermacht hatte. Die gesamte Anlage bestand aus dem Haupthaus und mehreren Wirtschaftgebäuden, die überall auf dem großen Gelände verteilt waren. Der gepflegte Rasen und die weißen Fassaden vermittelten den Eindruck von Ordnung und Sauberkeit. Nichts wies auf die Schicksale hin, die sich in diesen Gebäuden vor der breiten Öffentlichkeit verbargen. Nicht, dass diese Schicksale hier absichtlich versteckt wurden. Nein, es war vielmehr der Umstand, dass sich niemand für sie interessierte. Außer den betroffenen Familien, natürlich. Und Maxim Charkow gehörte zu einer dieser Familien.

Er betrachtete die Gewitterwolken. Immer wenn der Südwind aus den Alpen zusammenbrach, änderte sich das Wetter schlagartig. Ein gemütlicher Sommertag konnte innerhalb Minuten seine Freundlichkeit verlieren und ein stürmisches Chaos verbreiten. Charkow sah das Wetterleuchten und die grauen Schleier am Fuße der Wolken über das obere Seebecken in Richtung der Stadt ziehen. Unten, im Park des Heims, rannten Pflegerinnen hektisch zwischen weiß gedeckten Tischen hin und her, um das für Heimbewohner und Besucher geplante Mittagspicknick, welches in einer halben Stunde hätte stattfinden sollen, in Sicherheit zu bringen. Auf dem Kiesweg zwischen den Buchsbaumhecken zerrte eine Mutter ihr Kind zum Wagen, um rechtzeitig ins Trockene zu gelangen. Auf dem See bildeten sich wie aus dem Nichts große

Wellen, deren weiße Schaumkronen im Grau der Luft aufblitzten. Ein Segelboot kämpfte sich durch die Gischt in Richtung des Hafens. Am Ufer begannen die Lichter der Sturmwarnung hektisch zu blinken. Der Regen näherte sich schnell, ohne auf die Pläne der Menschen Rücksicht zu nehmen.

Charkow gefiel der Gedanke, dass es etwas auf der Welt gab, das den Menschen Grenzen setzte. Ein einziges Gewitter konnte diese vermeintliche Idylle aus dem Gleichgewicht bringen. Er wandte sich wieder seinem Bruder zu, der schweigend am Tisch saß und zeichnete. Er war in seine Arbeit vertieft und schien von der Zeichnung ganz gefesselt zu sein. Seit seiner Kindheit malte Nikolaj fast ausschließlich dasselbe Motiv und immer, wenn Charkow ihn besuchte, schenkte er ihm zum Abschied eine seiner Zeichnungen. Es war ein Ritual, so wie die Buntstifte, die Charkow bei seinen wöchentlichen Besuchen mitbrachte.

Er setzte sich neben Nikolaj und betrachtete das Bild: ein weites, braunes Feld ohne Blumen oder Bäume. Die Erde war hügelig und von Kratern zerrissen. Eine tote Landschaft, über der ein Soldat, aufgespießt auf zerborstenen Stahlstümpfen, im oberen Bildteil zu schweben schien. Auf dessen Brust war eine Halskette mit einem roten, russisch-orthodoxen Kreuz zu sehen. Dieses Kreuz fügte Nikolaj immer kurz vor der Fertigstellung seiner Zeichnung ins Bild.

Charkow glaubte, es sei eine Art Emblem. Nie hatte er verstanden, warum sein Bruder immer wieder dieses Motiv malte. Es war ein Bild des Schreckens und erinnerte ihn an das sinnlose Sterben der Soldaten in den noch sinnloseren Kriegen. Früher hatte er in regelmäßigen Abständen versucht, Nikolaj dazu zu bringen, zu sprechen – allen Meinungen der Ärzte zum Trotz. Charkow wollte

herausfinden, warum Nikolaj immer wieder dieses Bild malte.

Doch Nikolajs Autismus war stärker. Er blieb stumm. Irgendwann fand Charkow sich mit seinem Schweigen ab und beschränkte sich darauf, einfach für ihn da zu sein.

»Du malst es jeden Tag aufs Neue. Das ist dein Gebet, nicht wahr?«

Nikolaj antwortete nicht, sondern legte ihm die Zeichnung in den Schoß. Dann nahm er den Block und begann wieder von Neuem zu zeichnen.

Charkow stand auf und blickte aus dem Fenster. Das Gewitter war nun über der Stadt und er sah am Horizont die Sonne hinter den Wolken verschwinden.

Nach einer Weile beschloss er, sich einen Kaffee zu holen. Leise verließ er Nikolajs Zimmer. Als er den hellen Gang des Heims entlanglief, vernahm er das dunkle Grollen des Gewitters. Er erreichte den Getränkeautomat am Ende des Korridors, warf eine Münze in den Schlitz und wartete, bis der Kaffeebecher sich langsam füllte. Eine von Nikolajs Pflegerinnen kam auf ihn zu. Sie hieß Ingrid und Charkow mochte sie vom ersten Augenblick an. Sie schien ihm sehr sanftmütig und einfühlsam zu sein.

Eigenschaften, von denen er dachte, sie selbst nicht zu besitzen.

Ingrid setzte sich auf die Bank am Fenster. Er reichte ihr den Kaffeebecher, warf dann noch eine Münze in den Schlitz und drückte die Espresso-Taste. Ingrid leistete ihm oft Gesellschaft, wenn sie sich beim Kaffeetrinken trafen.

»Ihre Besuche tun Nikolaj gut«, sagte sie und blies ihren Kaffee, um ihn abzukühlen.

»Leider ändern sie nichts an seinem Zustand. Wollen Sie Zucker?«

Sie schüttelte den Kopf und nahm vorsichtig einen kleinen Schluck.

»Aber sie machen ihn glücklich.«

Charkow suchte nach Rohzucker, fand keinen und entschied sich, seinen Espresso ungezuckert zu trinken.

»Er wirkt danach ruhiger. Zufriedener«, fügte sie hinzu.

»Werde ich ihn jemals erreichen?«

»Sie kennen die Antwort.« Ingrid legte beide Hände um den Becher und blies noch einmal auf die schaumige Oberfläche des Kaffees. »Er spricht mit Ihnen auf seine Art«, erklärte sie. »Seine Bilder. Er malt sie für Sie.«

Charkow sah sie verwundert an.

»Immer das gleiche Motiv«, sagte er leise mehr zu sich selbst als zu ihr.

»Richtig. Aber die Frage ist: Warum macht er das? Sie sollten nach der Antwort suchen – schließlich sind *Sie* der Kommissar.«

»Ich bin Polizist. Bei uns gibt es keine Kommissare. Das wissen Sie doch.«

Ingrid lachte und nahm noch einen Schluck. »Haben Sie noch weitere Geschwister?«

»Eine Schwester«, antwortete er zögernd.

»Oh! Die hab ich noch nie gesehen.«

»Sie ist tot.«

»Das wusste ich nicht ...«

»Schon gut«, winkte Charkow ab und fügte schnell hinzu: »Das ist schon lange her.«

Ingrid blickte verlegen in den Becher. Dann stand sie auf und ging zurück in den Stationsraum, der sich am anderen Ende des Flurs befand. Nach einigen Schritten drehte sie sich noch einmal zu ihm um und hob lächelnd ihren Becher zum Dank.

Charkow holte Nikolajs Zeichnung aus der Jackentasche und

dachte an Ingrids Worte. Verständnislos schüttelte er den Kopf.

Sein Mobiltelefon summt und er betrachtete missmutig das

Display. Es war seine Dienststelle.

Zögernd nahm er ab. »Was gibt's?«, fragte er ein wenig ungehalten.

»Ein Leichenfund auf dem Hügel westlich des Sees«, antwortete der diensthabende Polizist von der Einsatzzentrale.

Charkow verstand nicht, warum die Rechtsmedizinerin Francine Boviard ihn nicht in die Nähe der Leiche lassen wollte. Ihre Hand ruhte auf seiner Brust und hielt ihn zurück. Die Geste hatte etwas Intimes, Beschützendes. Doch er wollte nicht beschützt werden. Er wollte unter der Absperrung hindurch, zu dem Toten. Den Tatort zu analysieren, war seine Aufgabe. Als leitender Ermittler der Abteilung für Kapitalverbrechen war er mit dem gewaltsamen Tod der Menschen vertraut. Menschen brachten Menschen um. Das war schon immer so, und es würde immer so sein.

»Was soll das, Francine?«, fragte er gereizt. »Soweit ich das beurteilen kann, seid ihr mit der Spurensicherung fertig.«

»Nein, die Techniker sind noch immer an der Arbeit.«

Er betrachtete den abgesperrten Bereich hinter ihrem Rücken, in dessen Mitte er die Umrisse der Leiche ausmachen konnte. Hätte er ein Stück näher an die Absperrung treten können, hätte er auch das Gesicht des Toten erkannt.

»Warte noch einen Augenblick«, antwortete sie und ihr Gesicht verriet Unruhe. »Ich wusste nicht, dass sie dich schicken.«

Charkows Ungeduld schlug in Unverständnis um. Seit sieben Jahren arbeitete er nun schon mit Francine Boviard zusammen. Sie war schnell, exakt und sie vertraute neben ihrem großen Fachwissen auch ihren Gefühlen. Eine Fähigkeit, die Charkow sehr schätzte. Am Tatort war sie der ruhende Pol. Nichts brachte sie so schnell aus der Fassung. Doch jetzt war es anders. Das spürte er. So hatte er sie noch nie erlebt. Und das verunsicherte ihn.

»Es ist nicht meine erste Leiche. Verdammte, was ist los?«, fragte er gereizt.

Francine führte ihn vom Tatort weg. »Da vorne liegt Gian«, sagte sie nach einigen Schritten mit erstickter Stimme.

»Gian? Welcher Gian?«, fragte er verständnislos.

»Unser Gian«, antwortete sie.

Charkow sah, dass sie den Tränen nahe war. Erst verstand er nicht. Doch dann wurde ihm bewusst, von wem sie redete. Alle Kraft schien in diesem Augenblick aus seinem Körper zu weichen und er begann zu zittern.

»Nein. Nicht Gian«, sagte er tonlos.

Francine wich seinem fragenden Blick aus. Charkow drehte sich um und lief zum Tatort zurück. Francine machte sich keine Mühe, ihn daran zu hindern. Sie sah ihm nach, wie er sich unter dem Absperrband hindurchduckte und zögernd auf Gians Leiche zuing. Einige Schritte vor dem Toten blieb Charkow stehen. Er bat den Kriminaltechniker, der gerade ein weißes Kunststoffuch über den toten Körper legen wollte, um ihn vor den neugierigen Blicken der Wanderer zu schützen, damit noch zu warten.

Gian lag auf dem Rücken und sein rechter Arm ruhte unter dem Kopf, so, als ob er schlafen würde. Charkow fiel ein, dass dies in seiner bisherigen beruflichen Laufbahn der erste Tote war, den er kannte. Er hielt einen Augenblick inne. Es kostete ihn viel Kraft, sich der Leiche zu nähern. Doch sein Wunsch, Gewissheit zu erhalten, war stärker als sein Unbehagen.

Als er neben Gian niederkniete, spürte er die Nässe des Grases. Die Sonne hatte ihren Zenit überschritten und die Bäume am Rande des Tatorts spendeten keinen Schatten mehr. Die Luft war tropisch feucht und Charkow lief der Schweiß den Rücken hinunter.

Ungläubig blickte er in die starren Augen des Toten. Es bestand kein Zweifel. Vor ihm lag sein Jugendfreund.

Wütend verscheuchte er die Fliegen von Gians Gesicht.

Der Tod hat keine Würde, dachte er.

Francine war ihm gefolgt und stand nun hinter ihm. Sanft legte sie die Hand auf seine Schulter.

Nur mit Mühe konnte er einen klaren Gedanken fassen. Das Einzige, was er für Gian noch tun konnte, war, die Ursache seines Todes zu ermitteln.

»Darf ich ihn schon bewegen?«

Sie blickte ihn erstaunt an, als hätte er etwas Ungewöhnliches gefragt. Dann nickte sie.

Vorsichtig berührte er Gians Kinn und bewegte seinen Kopf langsam nach rechts, um die Gesichtshälfte, die leicht dem Boden zugewandt war, zu betrachten. Der Kopf hatte an der linken Schläfe ein kleines Einschussloch. Der Austrittskanal mündete oberhalb der rechten Schläfe in ein sehr viel größeres Loch. Der Regen hatte das Blut weggewaschen. Gians Gesichtszüge zeigten Erstaunen und sein Blick war auf die Pistole gerichtet, die er in seiner linken Hand hielt. Nicht unweit glänzte eine Patronenhülse im Gras. Ein Mitarbeiter des wissenschaftlichen Dienstes markierte ihren Fundort mit einem Plastikschild.

Charkow betrachtete die Waffe in Gians Hand. Das Bild, das er vor sich sah, widersprach seinem innersten Gefühl. Was war hier passiert? Alles in ihm sträubte sich gegen die Offensichtlichkeit dieser Situation, die einen Selbstmord zeigte. Und er wusste, warum. Gestern hatte Gian zweimal versucht, ihn anzurufen. Beide Male ließ Charkow ihn auf den Anrufbeantworter sprechen, weil er keine Lust hatte, mit ihm zu reden. Gian hatte ihn wieder einmal um Unterstützung bei der Recherche zu einem Artikel gebeten. Als Charkow das Band abhörte, war Gians Stimme voller Tatendrang

und Hoffnung.

Ein Mensch, der vorhat, sich umzubringen, klingt anders, dachte Charkow.

»Das hier stimmt nicht. Es ist inszeniert«, sagte er und betonte jedes Wort.

»Was meinst du damit?«, fragte Francine erstaunt.

»Es soll wie Selbstmord aussehen. Aber es war keiner.«

»Erstens, es sieht wie Selbstmord aus – ich habe keine Anhaltspunkte für eine andere Annahme. Zweitens, du musst mir erst einmal erklären, warum du das Offensichtliche einfach ausschließt.«

»Er hat mich angerufen.«

»Wann?« Sie versuchte erst gar nicht, ihr Erstaunen zu verstecken.

»Gestern.«

»Warum?«

»Gian brauchte mal wieder meine Hilfe bei einer Recherche. Glaub mir, seine Stimme klang nicht wie die eines Selbstmörders. Ihm ging es gut. Er war in aufgeräumter Stimmung.«

»Wann war das genau?« Francine sah ihn verwirrt an.

»Er rief gestern zweimal an. Gegen Morgen und dann am Abend noch einmal.«

»Hast du mit ihm gesprochen?«

»Nein. Er hinterließ zwei Nachrichten auf meinem Anrufbeantworter.«

»Was genau hat er gesagt?«

»Ich sollte ihn zurückrufen, um Informationen für ihn zu prüfen. Welche Art von Informationen sagte er nicht.«

»Dann könntest du der Letzte gewesen sein, der mit ihm Kontakt hatte«, bemerkte Francine. »Aber das wirst du sicher bald bei der

Telefongesellschaft in Erfahrung bringen. Angenommen, es wäre eine inszenierte Tötung, dann ...«

» ... hatte der Täter einen weiteren Schuss aus der Waffe in der Hand des Toten abgefeuert, damit wir Schmauchspuren finden«, beendete Charkow ihren Gedanken.

Francine nickte. »Wir haben Schmauchspuren an seiner linken Hand gefunden.« Sie dachte nach. Der Gedanke, dass Gian ermordet worden war, schien ihr Unbehagen zu bereiten. »Dann war es jemand, der genau wusste, was er tat.«

»Die Jungs von der Spurensicherung müssen nach einer zweiten Patronenhülse suchen«, sagte Charkow.

»Der Täter hat die Hülse bestimmt mitgenommen.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.« Er stand auf, um den Kriminaltechniker, der Fotos von der Leiche machte, zu fragen, ob er eine zweite Hülse gefunden hatte. Kurz angebunden, schüttelte dieser den Kopf.

»Dann sucht alles noch einmal mit dem Metalldetektor ab!«, blaffte Charkow ihn ungeduldig an.

In der Zwischenzeit waren nun auch der Staatsanwalt, der Pressesprecher und zwei Ermittler eingetroffen. Sie warteten hinter der Absperrung auf die ersten Ergebnisse. Der Krankenwagen verließ den Tatort, an seiner Stelle näherte sich jetzt der Leichenwagen der Sommerwiese.

»Wie lange ist Gian schon tot?«, wollte Charkow von Francine wissen.

»Etwa vier bis sechs Stunden. Er wurde irgendwann heute Morgen getötet.«

Charkow versuchte sich zu erinnern, was er zu dieser Zeit gemacht hatte. Wurde Gian ermordet, während er heute Morgen die Akten

für die Staatsanwaltschaft prüfte? Oder war es geschehen, als er zu Nikolaj in die Klinik fuhr? Diese Fragen lenkten ihn nur von der einen einzigen Frage ab, die er sich nicht stellen wollte: Warum hatte er Gian nicht zurückgerufen? Denn hätte er es getan, wäre vielleicht alles anders gekommen. Dann wäre Gian nicht an diesen einsamen Ort gegangen, sondern sie hätten sich in einem Café in der Stadt getroffen. Und Gian würde vielleicht noch leben ...

Die Augen der Toten

Charkows erster Fall

erschienen im © KaMeRu Verlag, Zürich

ISBN 978-3-906739-41-0

gebunden, ca. 280 Seiten